

Das Leben teilen

Konsequenzen der Begegnung mit Jesus

Vortrag zum Tag der Ökumene der Heilig-Rock-Tage 2005

Trier, 9. April 2005, 14:30 Uhr

Bischof Dr. Walter Klaiber, Vorsitzender der ACK in Deutschland

Wozu ist die Kirche gut? Wenn wir bei einer Meinungsumfrage unseren Zeitgenossen diese Frage stellen würden, würden wir ziemlich sicher sehr unterschiedliche Antworten bekommen. Manche würden verärgert oder spöttisch antworten: Zu nichts. Andere würden vom sozialen Auftrag der Kirche sprechen. Manche würden sagen, die Kirche müsse sich um die kümmern, um die sich sonst niemand kümmert. Viele würden meinen, die Kirche sei dazu da, um für die Geltung der richtigen Werte in der Gesellschaft zu sorgen; manche würden wohl auch anmahnen, die Kirche solle entschlossener für Recht und Ordnung eintreten und insbesondere den jungen Leuten klarere Richtlinien und die wahren Ideale im Gegensatz zu den materiellen Werten unserer Zeit vor Augen stellen. Nicht wenige würden auch wieder dafür plädieren, dass die Kirche in der einen oder anderen Form Raum für Spiritualität und Besinnung schaffen solle.

Wozu ist die Kirche gut? Und wozu ist sie berufen? Was ist ihre eigentliche Aufgabe? Wenn wir die Geschichte aus dem Johannesevangelium über die Berufung der ersten Jünger, die wir heute morgen im Gottesdienst betrachtet haben, als programmatischen Entwurf für das ansehen, was es heißt, Jünger Jesu und damit auch Kirche Jesu Christi zu sein, dann könnte man sagen: Kirche ist dazu da, dass Menschen Jesus begegnen und in ihm die rettende und heilende Gegenwart Gottes erleben.

Auf die Frage, wer denn dieser Jesus sei, wird es unterschiedliche Antworten geben. Die Bekenntnistexte des Neuen Testaments und der kirchlichen Tradition wählen verschiedene Begriffe und Vorstellungen, um deutlich zu machen, welcher Realität wir in der Person Jesu begegnen. Will man versuchen, diese Aussagen auf einen Nenner zu bringen, und das, was sie mit Worten der biblischen oder kirchlichen Tradition sagen, mit unseren Worten ausdrücken, dann darf man vielleicht sagen: Jesus Christus verkörpert Gottes Ja, das Gott in seiner Liebe zu uns Menschen spricht, obwohl wir uns ihm und seiner Zuwendung immer wieder verweigern. Wenn wir in die synoptischen Evangelien blicken und beobachten, wie Jesus die Nähe des Reiches Gottes verkündet, wie er die von dämonischen Kräften besessenen Menschen befreit, wie er auf Zöllner und Sündern zugeht, wie er die

Armen selig preist und wie er seinem Auftrag treu bleibt, auch als klar wird, dass ihm dies das Leben kosten wird, dann sehen wir, wie Gott das Ja seiner Liebe hineinsenkt bis in den letzten Winkel des menschlichen Elends.

Wenn wir auf die Botschaft des Johannesevangeliums hören und der Bedeutung der „Ich-bin-Worte“ Jesu nachdenken, in denen Jesus von sich sagt: „Ich bin das Brot des Lebens“ oder „Ich bin das Licht der Welt“ oder „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ oder „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, dann wird uns deutlich, dass in Jesus Christus Gottes Gegenwart als Gegenwart des Lebens unter uns Menschen Wirklichkeit geworden ist, eine Wirklichkeit, die den menschlichen Lebenshunger und –durst stillt und inmitten einer gottfeindlichen Welt das Ja der Liebe Gottes sichtbar und erfahrbar macht.

Und wenn wir bei Paulus lesen, dass im Evangelium und im Christusgeschehen, das ihm zugrunde liegt, Gottes Gerechtigkeit offenbar wird, dann bedeutet auch dies auf dem Hintergrund der gesamtbiblischen Begriffsgeschichte von „Gerechtigkeit Gottes“, dass Gottes Ja zu seiner Schöpfung in Jesus Christus unübersehbar und unwiderruflich geworden ist. Im Kreuz Christi hat Gott selbst all das Nein auf sich genommen, unter dessen Urteil Menschen ihr Leben vorfinden und erleiden, und dieses Nein Gottes zum Nein, das über unserem Leben droht, ist wirksam, weil in der Auferstehung Jesu Gottes Ja zum Leben das Nein der Schuld und des Todes siegreich durchbrochen hat.

Was hier in einer knappen Systematisierung des exegetischen Befundes reichlich abstrakt klingen mag, das wird für einen Menschen in der Begegnung mit Jesus sehr konkret, indem ihm oder ihr gewiss wird: Gott liebt mich, er nimmt mich an, wie ich bin; er wird aus meinem Leben, wie immer es beschaffen sein mag, etwas machen, was seine Gnade ehrt und ihn preist.

Es gibt Dinge, die kann man schwer für sich behalten.

Wer das große Los gewonnen hat, kann das selten geheim halten; wer sich verliebt hat und sich geliebt weiß, kann das nicht verschweigen. Wer durch die Kunst eines guten Arztes oder durch ein neuartiges Medikament geheilt wurde, muss das seinen Leidensgenossen erzählen. Wer dem Star seiner Träume begegnet und mit ihm ein paar Worte wechseln kann, muss allen Kolleginnen und Freunden erzählen: „Stell dir vor, wen ich gestern getroffen habe ...“.

So reagierten auch die Jünger, von denen wir heute morgen im Johannesevangelium gehört haben. Nachdem sie Jesus begegnet waren, mussten sie jedem, den sie

trafen, sagen: „Stell dir vor, wen ich gerade getroffen habe. Jesus von Nazaret, der, durch den uns Gott Leben und Heil schenkt.“

Ganz so aufregend scheint heutiges Christsein nicht zu sein. Wir können ja auch kaum am Montagmorgen zu unseren Arbeitskollegen sagen: „Stell dir vor, wen ich gestern in der Kirche getroffen habe ...“. Sie würden an alle möglichen Leute denken, nur nicht an Jesus Christus!

Aber müsste nicht auch bei uns heutigen Christen etwas von der Freude darüber zu spüren sein, dass wir in Jesus Christus Gott und seiner Liebe und damit dem Leben selbst begegnet sind?

Müsste nicht die christliche Kirche der Ort sein, an dem Menschen, die in Jesus Christus neues Leben gefunden haben, dieses Leben mit anderen teilen?

Nun gilt Teilen als ein schwieriges Geschäft, und diejenigen von uns, die mit Geschwistern aufgewachsen sind, wissen, wie hart einen das manchenmal ankommt. Aber diejenigen von uns, die allein leben müssen, wissen auch, wie hart es sein kann, wenn man niemand mehr hat, mit dem man sein Glück oder auch sein Leid teilen kann.

Es gibt eben auch Dinge, die werden mehr, wenn man sie mit anderen teilt: Freude z.B. wird größer, wenn auch andere daran teilhaben. Und auch das Leben, das Gott uns in Christus schenkt, wird reicher und lebendiger, wenn wir es mit anderen teilen. So war die Mission der frühen Kirche nicht nur durch den Missionsbefehl Jesu – gewissermaßen von außen – angestoßen; die ersten Christen spürten den inneren Antrieb, das weiterzugeben, was sie selbst empfangen hatten, so wie Petrus nach Apostelgeschichte 4,20 sagt: „Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.“ Und das war dann nicht nur eine Sache von Worten, sondern der ganzen Person, wie Paulus in 1. Thessalonicher 2,7 und 8 eindrucksvoll bezeugt: „Wie eine Mutter für ihre Kinder sorgt, so waren wir euch zugetan und wollten euch nicht nur am Evangelium Gottes teilhaben lassen, sondern auch an unserem Leben; denn ihr wart uns sehr lieb geworden.“ Die Kirche und ihre Mission ist ein Ort, wo man das Leben, das Gott schenkt, miteinander teilt.

Wie geht das?

1. Von Jesus erzählen

Diese Formulierung scheint sehr simpel, und mag manche an Kindergarten oder Kindergottesdienst erinnern. Und ich hoffe von Herzen, dass diejenigen, die in Kirche

und Schule mit Kindern zu tun haben, es wieder wagen, von Jesus zu erzählen. Es hat eine Zeit gegeben, da meinte die herrschende Richtung in der Religionspädagogik – zumindest im evangelischen Bereich –, dass man frühestens in der Oberstufe des Gymnasiums Jesusgeschichten behandeln könne. Nur so sei die Verwechslung mit Märchen im Kleinkindalter oder eine irreführende Faktengläubigkeit in der Phase des vorpubertären naturalistischen Realismus zu vermeiden. Das hat sich zum Glück geändert, und auch für die Erwachsenen ist die Kunst und die Wirkung des Erzählens von biblischen Geschichten neu entdeckt worden. Es gibt Schauspieler, die rezitieren einen ganzen Abend lang das Markusevangelium, und wer das miterlebt hat, stellt fest: Das Evangelium kann durchaus für sich selber sprechen!

Auch für die Predigt ist die Kunst des Erzählens neu entdeckt worden. Narratives Predigen steht hoch im Kurs, und dabei geht es nicht darum, die alten Geschichten möglichst spannend und phantasievoll auszumalen. Es geht um ein Nacherzählen der biblischen Geschichten, durch die das vergangene Geschehen durchsichtig wird für die Erzählungen der Gegenwart, für das was uns selber begegnet und wie Gott uns heute begegnet. Und es gibt auch die umgekehrte Kunst, die nun keinesfalls nur bei Predigern, sondern gerade auch bei ganz einfachen Christenmenschen anzutreffen ist, nämlich die Kunst, so vom eigenen Erleben zu berichten, dass die Erzählung durchsichtig wird für das Wirken der Gnade im eigenen Leben. Ich habe solche Menschen kennen gelernt, mein Großvater und mein Schwiegervater waren solche Leute und vieles, was Enkel und Kinder mitnahmen, stammt aus solchen Geschichten. So wie sie es taten, werden heute nur wenige erzählen können. Aber es gibt neue Erzählstile, und es ist meine Beobachtung, dass die Einübung in den Glauben und in das Beten, also gerade in die Grundvollzüge des Christseins, vor allem in kleinen Gruppen geschieht, in Hauskreisen oder Mutter-Kind-Gruppen, in Frauenkreisen und neuerdings auch wieder in Männergruppen, also in überschaubaren und vertraulichen Gruppen, in denen sich eine Erzählkultur entwickelt, in der Menschen offen von ihrem Ergehen, von ihren Freuden und ihrem Leiden, von den Schwierigkeiten und den Erfolgserlebnissen berichten und in denen diejenigen, die schon Erfahrungen im Glauben gemacht haben, sehr lebensnah erzählen, wie es ihnen mit Gott und mit Jesus Christus in ihrem Alltag ergeht. Aber auch die Liturgie unserer Gottesdienste ist ja nichts anderes als ein verdichtetes Erzählen von dem, was Gott getan hat und noch tut, oder auch – z.B. in Bitte und

Fürbitte – Bericht von dem, was uns bewegt und umtreibt. Und in ihrem Kern ist auch die Feier des Herrenmahls bzw. der Eucharistie ein dankbares Erinnern und sichtbares Vergegenwärtigen dessen, was durch Jesus Christus für uns geschehen ist, damit wir leben können. Paulus sagt ausdrücklich: „So oft ihr von diesem Brot esst und aus diesem Kelch trinkt, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis er kommt“ (1. Kor 11,26).

Von Jesus erzählen, seinen Tod und seine Auferstehung verkünden, das ist die gute Nachricht, die wir anderen mitteilen können, das ist die Botschaft vom Leben, die wir mit ihnen teilen wollen. Und das bleibt für mich das Zentrum, das Herzstück dessen, was in Sendung und Sammlung der Kirche geschieht. Denn dass wir nicht nur von uns, sondern von einem anderen erzählen, dass wir nicht nur von unserem Ergehen, sondern von Gottes Handeln berichten, das macht deutlich und eindeutig: Wir leben nicht aus unserer eigenen Kraft, wir weihen andere nicht in die Geheimnisse unserer Lebenskunst ein, wir sagen ihnen vielmehr, was Gott für uns getan hat und was das für uns bedeutet. Wir nehmen sie hinein in Gottes unverbrüchliches Ja zu uns, das unserem Leben Halt und Sinn gibt.

Dieses Ja für sich gelten zu lassen, sich ihm anzuvertrauen, das heißt Glauben. Glauben bedeutet nichts anderes, als das Leben in Gott festzumachen, weil Jesus uns verbürgt, dass uns nichts aus seiner Hand reißen und von seiner Liebe trennen wird. Darum sagt Christus im Johannesevangelium: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben, und es in Fülle haben“ (Joh 10,10). Und weil dieses Leben in Gott gegründet ist, ist es „ewiges Leben“, Leben, das in Gott Bestand hat, oder – wieder in den Worten des Johannesevangeliums: „Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben“ (Joh 3,36).

Dieses Leben wollen wir mit anderen teilen – mit solchen, die aus lauter Lebenshunger und Lebensdurst das eigene Leben und das anderer vergeuden oder beschädigen; mit solchen, die nichts mehr vom Leben erwarten und aufgehört haben, ihr eigenes Leben zu leben; mit solchen, die unter der Bedrohung von Krankheit oder Armut oder Hass um ihr Leben kämpfen; ihnen allen wollen wir sagen und zeigen, was es heißt, Hände und Herzen für Gott und seine Liebe zu öffnen und sich von ihm wahres Leben schenken zu lassen.

2. Mit Jesus leben

Es gibt eine weitere wichtige neutestamentliche Beschreibung dessen, was es bedeutet, zu Jesus Christus zu gehören, und so Kirche Jesu Christi zu sein. Es ist der Begriff der Nachfolge. Dieser Begriff ist ja ursprünglich ganz wörtlich zu verstehen. Die Jünger Jesu sind seine Schüler, die – wie es sich für Rabbinenschüler gehört – hinter ihrem Lehrer dreingehen. Nachfolge ist also Lerngemeinschaft als Lebensgemeinschaft. Man hat gefragt, ob diese Lebensform nicht naturgemäß ausschließlich in die Zeit des irdischen Wirkens Jesu gehört und nachösterlich durch andere Formen der Beziehung zu Jesus abgelöst werden muss. Wie kann man dem nachfolgen, der nicht mehr leiblich vor uns hergeht?

Allerdings steht nun gerade im Zentrum des österlichen Missionsbefehls die Aufforderung Jesu: Macht zu Jüngern alle Völker – d.h. ruft alle Menschen in die Lern- und Lebensgemeinschaft mit Jesus und seid mit ihnen auf dem Weg – ihm nach. In diesem Zusammenhang hat dann noch ein anderer, paralleler Begriff Bedeutung gewonnen, der aus der paulinischen Theologie stammt, nämlich der Begriff der *imitatio Christi*, wörtlich der „Nachahmung Christi“, wobei allerdings der deutsche Begriff „Nachahmung“ eine negative Konnotation hat, die dem griechischen Begriff der *mimesis* fehlt. Es geht darum, sein Leben Jesu nachzuleben: So wie er das Abbild der Liebe Gottes in dieser Welt war, so sind seine Jünger und Jüngerinnen gerufen, Abbild seiner Liebe zu werden und damit letztlich das zu sein, wozu sie als Menschen von Anfang an erschaffen worden sind, nämlich Ebenbild Gottes!

Damit aber ist Nachfolge nicht nur eine Sache zwischen Jesus und den einzelnen Jüngern. Nachfolge stellt in eine Gemeinschaft von Menschen, die nicht ich mir ausgesucht habe, sondern die Jesus berufen hat; und Nachfolge bringt mich zu Menschen, zu denen ich vielleicht selber nicht gegangen wäre, aber zu denen ich komme, weil Jesus zu ihnen geht. Weil sie ihr Leben mit Jesus geteilt haben, sind die Jünger Jesu mit Leuten und mit Lebensverhältnissen in Berührung gekommen, zu denen sie sich selber wohl kaum aufgemacht hätten, mit denen aber Jesus sein Leben teilen wollte.

Der Hebräerbrief bringt dies mit einem sehr eindrücklichen Bild in einen nachösterlichen Zusammenhang. Er erinnert daran, dass nach der alttestamentlichen Gesetzgebung beim großen Versöhnungstag die Körper der Opfertiere, deren Blut zur Sühnung ins Heiligtum gebracht wurden, außerhalb des Lagers verbrannt werden mussten, weil sie als von der Sünde des Volkes belastet und verunreinigt galten. Und

er folgert daraus in einem kühnen Vergleich: „Deshalb hat auch Jesus, um durch sein eigenes Blut das Volk zu heiligen, außerhalb des Tores gelitten.“ Jesus stirbt vor den Toren der Stadt, dort wo der Müll der Stadt abgeladen wird, draußen auf dem Galgenberg, wo die Gesellschaft ihren menschlichen Müll entsorgt, und er bringt gerade damit Gottes Heil in die dunkelsten Ecken und die tiefsten Tiefen des menschlichen Elends.

Und daraus zieht der Hebräerbrief die Folgerung: „Lasst uns also zu ihm vor das Lager hinausziehen und seine Schmach auf uns nehmen“.

Nachfolge ist Kreuzesnachfolge; aber Kreuzesnachfolge bedeutet nicht, sich allerlei selbst auferlegten Kasteiungen zu unterziehen; es bedeutet vielmehr, Jesus zu Menschen und in Situationen hinein zu folgen, die man von sich aus eher gemieden hätte; es bedeutet, das von Tod und Elend bedrohte Leben dieser Menschen zu teilen, aber zugleich auch das Leben mit ihnen zu teilen, das Jesus ihnen gebracht hat, und zwar schon bevor wir zu ihnen kommen konnten. Der Weg dahin muss dann heute nicht unbedingt aus der Stadt herausführen; er kann gerade auch in bestimmte Ecken und Viertel unserer Innercities führen, dort wo zwar noch große und ehrwürdige Kirchen stehen, aber kein christliches Leben mehr stattzufinden scheint. „Reclaiming the City“ hieß eine Initiative der Evangelisch-methodistischen Kirche in den USA. Die Städte wieder beanspruchen – das klingt für uns vielleicht zu anspruchsvoll; aber es mag uns daran erinnern: Christus hat auch die Innenstädte nicht aufgegeben. Das dann in der Praxis zu leben ist nicht einfach. Ich gehöre zu einer Gemeinde unserer Kirche, die ihren Auftrag für die Armen und Obdachlosen ihres Quartiers neu entdeckt und sich für diese Menschen geöffnet hat. Aber wenn dann auch beim festlichen Osterbrunch allerlei Gestalten auftauchen, die so gar nicht zum sonstigen kirchlichen Publikum passen, dann ist es gar nicht so leicht, sie mit in diese Gemeinschaft aufzunehmen, und in ihnen nicht nur Leute zu sehen, die man möglichst gut und schnell abspesen sollte, sondern Menschen, in denen uns Christus begegnet.

Dietrich Bonhoeffer, der heute, am 9. April vor 60 Jahren, von den Nazis ermordet wurde, hat diese Dimension der Kirche mit zwei prägnanten Schlagworten gekennzeichnet. Schon als ganz junger Theologe hat er in seiner Dissertation von „Christus als Gemeinde existierend“ gesprochen. Die „Proexistenz des Christus“, d.h. die Wirklichkeit, dass Christus für alle Menschen gelebt und gelitten hat, bildet sich auch in der Existenz der Kirche ab und prägt ihr Wesen. Und Bonhoeffer hat dann in

seinen letzten theologischen Reflexionen im Gefängnis von einer Kirche gesprochen, die „Kirche für andere“ sein muss, wenn sie Kirche Jesu Christi sein soll. Darin liegt eine doppelte Herausforderung: Grundsätzlich der Anspruch, dass Kirche nicht nur für die da sein darf, die schon da sind; praktisch die Aufgabe, diesen so ganz unterschiedlich gearteten „Anderen“ Christus nahe zu bringen. Schon Paulus brachte diese Aufgabe – etwas verkürzt gesagt – auf die Formel, dass er versucht habe „den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche zu werden“, und behauptete von sich, er sei „allen alles geworden“, um überhaupt einige für Christus zu gewinnen. Das aber ist nicht einfach. Wir sehen uns heute vor der Aufgabe, nicht nur für Christen weiterhin erkennbar Christen zu bleiben (bzw. für die Katholiken Katholiken oder die Methodisten Methodisten!), sondern für die völlig säkularisierten unter unseren Zeitgenossen wie säkularisierte Menschen zu werden, zugleich aber auch für die postmodern Religiösen in ihre Art von Religiosität einzufühlen!

Bonhoeffer hat einen Teil dieser Aufgabe in seinem Programm einer nicht-religiösen Interpretation des Evangeliums zu beschreiben versucht. Er ist leider nicht mehr dazu gekommen, dieses Programm selber auszuarbeiten; aber sein Lebensweg zeigt etwas von der Möglichkeit in enger Bindung an Christus mit ihm in einer Gott-los erscheinenden Welt Gottes Gegenwart zu leben und zu bezeugen. Bonhoeffer hat das Kommen einer neuen religiösen Welle nicht vorhergesehen, und es ist vielleicht keine geringere Herausforderung, sich in diese ganz neue Form von Religiosität hineinzudenken und zu leben, ohne den Verführungen der Esoterik zu erliegen. Aber möglicherweise ist gerade auch hier das sehr disziplinierte geistliche Leben Dietrich Bonhoeffers, in dem liturgisches Gut und Rituale einen wichtigen Platz hatten, ein Wegweiser für den Weg in diese Richtung.

Entscheidend aber ist, dass für all diese Versuche nicht eine oberflächliche Anpassungsstrategie an die eine oder andere Zeitströmung leitend ist, sondern der Gehorsam gegenüber dem Ruf Jesu, mit ihm für und mit den Menschen zu leben – so verschieden sie geprägt sein mögen. Das ist zugleich Ausdruck der Liebe, mit der er uns geliebt hat und durch die er uns inspiriert, nun auch andere zu lieben: offen zu sein für ihre Anliegen, ihre Nöte, aber auch für ihre Gaben und ihre guten Erfahrungen. Mit Christus leben, das heißt in und aus der Liebe zu leben!

3. Mit Jesus hoffen

Im Zentrum der Verkündigung Jesu stand die Ankündigung der nahen Gottesherrschaft, des baldigen Kommens des Reiches Gottes. In manchen Zeiten hat man das so verstanden, dass die Kirche so etwas wie der erste Bauabschnitt des kommenden Reiches sei und hat in dem christlichen Engagement in Kirche und Gesellschaft Aufbauarbeit für das Reich Gottes gesehen. Insbesondere das 19. Jahrhundert war – zumindest im evangelischen Bereich – von dieser Idee geprägt; aber schon um die Jahrhundertwende kamen exegetische und praktische Zweifel an der Stimmigkeit dieses Konzeptes auf, die dann durch die Ereignisse des 1. Weltkrieges vollends erschüttert wurden.

So wird von dem deutschen Politiker Friedrich Naumann berichtet, dass eine Palästina-Reise, die er Anfang des letzten Jahrhunderts unternahm, für ihn zum Wendepunkt von einer christlich-sozialen Politik, die von den Prinzipien Jesu und seiner Reich-Gottes-Verkündigung bestimmt sein sollte, hin zu einer eher säkularen, deutsch-nationalen Konzeption wurde. Denn als er in Palästina die ärmliche Infrastruktur erlebte und sich klar machte, dass auch Jesus in seiner Zeit angesichts ähnlicher Verhältnisse weder etwas für die Verbesserung des Straßennetzes noch für die hygienischen Bedingungen in Dörfern, noch für eine gerechtere Belohnung der Tagelöhner oder für die Sicherheitslage auf der Straße von Jerusalem nach Jericho getan hat, da soll ihm klar geworden sein, dass man mit den Vorgaben des Evangeliums keine Politik machen könne. Jesu Reich war nicht von dieser Welt, und deshalb sah Naumann auch keine Möglichkeit mehr, die Verkündigung Jesu in politische Handlungsmaximen umzusetzen. Die Frage, ob aus dem Evangelium und der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu wenigstens Grundlinien für das politische Handeln zu gewinnen sind, wird bis heute kontrovers diskutiert.

Klar ist, dass es nicht nur falsch, sondern auch gefährlich ist, wenn Menschen meinen, Gottes Reich mit ihren Mitteln bauen zu können. Versuche, dies zu tun, sind immer wieder in totalitäre Strukturen gemündet, auch im christlichen Bereich. Insofern gilt tatsächlich, was Jesus nach Johannes 18 zu Pilatus sagt: „Mein Königtum ist nicht von dieser Welt!“ Und doch war Jesus der Überzeugung, dass in seinem Handeln die rettende und heilende Kraft der Herrschaft Gottes diese Welt schon berührt. Er sah in der Kraft, Menschen zu heilen, die Gott ihm geschenkt hatte, einen Hinweis für die Nähe dieser Herrschaft. „Wenn ich die Dämonen durch den Finger Gottes austreibe, dann ist doch das Reich Gottes schon zu euch gekommen“, sagt Jesus in Lukas 11,20. Und er fühlt sich bevollmächtigt, gerade den Armen zu

sagen: „Selig seid ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes.“ Was Gottes Herrschaft schon nach den Aussagen der Propheten kennzeichnet, dass sie nämlich Herrschaft der Gerechtigkeit ist, die Frieden schafft, das gewinnt im Wirken Jesu schon konkrete Gestalt.

Und so schreibt auch Paulus, der ja selten vom Reich Gottes spricht, in Röm 14,17 an die Gemeinde in Rom: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, es ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist.“ Nicht in der Beachtung religiöser Speisevorschriften, über die man sich in Rom zerstritten hatte, liegt der Vorgesmack des kommenden Reiches Gottes, wohl aber darin, dass in der Gemeinde Jesu Raum ist für ein Handeln in Gerechtigkeit, das Friede und Freude bewirkt.

Und darin liegt dann auch ein Hoffnungspotential für die ganze Welt. Auch wenn die Kirche nicht gerufen ist, das Reich Gottes aus eigener Kraft aufzurichten, so kennt sie doch schon das Grundgesetz des kommenden Reiches und kann auf diesem Fundament bauen. Das Leiden der Schöpfung und die Gottferne der Menschheit ist für die Gemeinde Jesu keine unüberwindliche Vorgegebenheit, sondern zeigt den Bruch in Gottes Schöpfung, den Gott selbst heilen wird. Daran zu erinnern und darauf zu hoffen, ist die Grundlage für ein Handeln in der Welt, das auch dort versucht Gerechtigkeit und Frieden zu verwirklichen, wo menschlich gesehen die Chancen dafür schlecht sind. Aus der Hoffnung auf die neue Schöpfung Gottes, schöpfen die Christen die Kraft, niemanden als einen hoffnungslosen Fall abzuschreiben.

Diese Hoffnung mit anderen Menschen zu teilen, ist ein wichtiger Aspekt dessen, dass wir das Leben, das Gott schenkt, mit anderen teilen wollen. Es ist die Hoffnung, dass Gott seiner Sache, und damit der Sache der Gerechtigkeit und des Friedens, zum Sieg verhelfen wird, und dass er all Tränen abwischen und allem Leid und Geschrei ein Ende bereiten wird. Aus dieser Hoffnung heraus versuchen wir schon jetzt Leid zu lindern und zu verhindern und setzen uns für eine Ordnung in unserer Gesellschaft ein, in der die Tränen der Armen und Schwachen nicht zur notwendigen Voraussetzung für das Lachen der Reichen und Starken gemacht werden.

Es gehört zu den wichtigen Aspekten des Lebenswerks des verstorbenen Papstes Johannes Paul II., dass er an dieser Option für die Armen und für mehr Gerechtigkeit zwischen den Menschen unbeirrbar festgehalten hat, auch wo ihm dies das Kopfschütteln der Mächtigen eingetragen hat. Hoffen wir, dass die, die nun so

eifertig an seinem Sarg niederknien, auch noch einmal überdenken, was er ihnen sagen wollte.

Ich fasse zusammen: Glaube, Liebe, Hoffnung, das sind für den Apostel Paulus die Kennzeichen eines Lebens mit Christus. Paulus schreibt an die Gemeinde in Thessalonich: „Unablässig erinnern wir uns vor Gott, unserem Vater, an das Werk eures Glaubens, an die Opferbereitschaft eurer Liebe und die Standhaftigkeit eurer Hoffnung auf Jesus Christus unseres Herrn“ (1. Thessalonicher 1,3). Und einige Sätze später attestiert er dieser Gemeinde: „Überall ist euer Glaube an Gott bekannt geworden, so dass wir darüber nichts mehr zu sagen brauchen.“ Eine Gemeinde, in der der Glaube wirkt, in der die Liebe sich müht und in der die Hoffnung an der Zusage Jesu festhält, ist immer eine Gemeinde mit Ausstrahlung. Und es ist diese Ausstrahlung, die darauf hinweist: Kirche ist ein Ort, wo Leben ist – Leben, das man geschenkt bekommt, Leben, das man mit anderen und für andere lebt, Leben, das eine Perspektive und ein Ziel hat.

Aber von welcher Kirche sprechen wir? Sprechen wir von St. Matthias oder von der Erlöserkirche, sprechen wir von der Evangelischen Kirche im Rheinland, der Evangelisch-methodistischen Kirche, der Römisch-katholischen Kirche oder einer anderen Denomination, oder reden wir von einer unsichtbaren Kirche, der angeblich wahren Kirche Jesu Christi, die überall und doch nirgends ist?

Wir stoßen hier einmal mehr auf die Grundfrage unserer kirchlichen Existenz und den Anstoß für alles ökumenische Bemühen: Wie kann eine geteilte Kirche das Geschenk des Lebens darstellen, eines Lebens aus Gott, das doch unteilbar ist, obwohl – oder vielleicht gerade weil – wir es mit anderen teilen können und sollen? „Ist denn Christus zerteilt?“ fragt Paulus voll Entsetzen die Gemeinde in Korinth, als man dort begann, sich unter Berufung auf bestimmte Schulhäupter in Cliques oder Fraktionen zu sammeln. Die Soldaten bei der Kreuzigung Jesu hatten Respekt vor dem Gewand Jesu, „das von oben her ganz durchgewebt und ohne Naht war“ und sagten „Wir wollen es nicht zerteilen“. Könnte das Gewand Jesu, der „Heilige Rock“, für uns ein Symbol für die unteilbare Wirklichkeit Jesu Christi werden, einer Wirklichkeit, von der wir alle leben, ein Symbol, das uns zeigt, dass wir unsere Zertrennung nur durch die Orientierung an der ungeteilten Wirklichkeit Jesu Christi überwinden können?

Denn, was uns eint, ist ja schon jetzt, dass wir uns zu Jesus Christus bekennen. Was uns eint, ist – hoffentlich schon jetzt –, dass wir an die Gegenwart Jesu Christi in Wort und Sakrament, im Reden und im Handeln seiner Gemeinde glauben.

Und obwohl wir zweifellos unterschiedliche Vorstellungen darüber haben, wie die Stellvertretung Christi hier auf Erden zu gestalten ist, so haben wir doch alle Anteil an dem apostolischen Auftrag, den Paulus mit den Worten formuliert: „Wir sind also Gesandte an Christi statt, und Gott ist es, der durch uns mahnt. Wir bitten an Christi statt: Lasst euch mit Gott versöhnen!“ (2. Kor 5,20).

Und so ist es unser gemeinsamer Auftrag, dass die Menschen in Trier oder in Deutschland erfahren, wer dieser Jesus ist und was er für uns bedeutet, dass sie durch uns erleben, was es heißt, mit diesem Jesus Christus zu leben und dadurch die Kraft und die Schönheit der Liebe zu erfahren, und dass wir in einer resignierenden Gesellschaft deutlich machen, was es bedeutet, mit Jesus standhaft und aktiv auf Gottes Herrschaft und seine Gerechtigkeit zu hoffen.

Meine Vision für eine ökumenische Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in einer Stadt oder einer Region reicht weiter als gelegentliche gemeinsame Gottesdienste oder Vortragsveranstaltungen. Ich stelle mir vor, dass die Kirchen einen gemeinsamen missionarisch-diakonischen Arbeitsplan für ihr Gebiet entwickeln, der sich an den folgenden Fragen orientiert:

- Was können und müssen wir gemeinsam tun, damit Menschen von Jesus erfahren und zum Glauben finden? In manchen Gegenden wird es tatsächlich wichtig sein, den Menschen erst einmal wieder Basisinformationen über Jesus und seine Geschichte zu vermitteln. Überall aber ist es dringlich, unseren Zeitgenossen das Verständnis dafür zu eröffnen, dass ihnen die Begegnung mit Jesus neues Leben aus der gnädigen Gegenwart Gottes eröffnet. Dabei können unsere unterschiedlichen Traditionen hilfreich für unterschiedliche Dimensionen der Begegnung mit Jesus sein. Wichtig aber ist ein klares gemeinsames Zeugnis, damit die Menschen merken, es geht uns nicht um Werbung für unsere eigene Kirche; es geht uns gemeinsam darum, andere zu einem bewussten Leben mit Jesus Christus einzuladen.
- Wie können und müssen wir gemeinsam mit Jesus leben, damit Menschen in unserer Stadt etwas von der Liebe Gottes erfahren? Wo sind die Schmutzdecke in unserer Stadt, in die wir uns alleine nicht hineintrauen würden, in die wir uns aber getrost wagen können, wenn wir zusammen Jesus folgen? Können wir

gemeinsam uns meist verschlossene Bereiche heutiger Jugendkultur erreichen, weil die Jugendlichen merken, es geht uns nicht um Nachwuchswerbung für unseren Verein, sondern sie sind uns so wichtig, dass wir das Leben mit ihnen teilen wollen?

- Wie können und müssen wir gemeinsam in unserer Gesellschaft die Hoffnung auf Gott und sein Reich hineinbringen und so der Resignation und der Gleichgültigkeit wehren? Gerade an dieser Stelle, wo es auch um das Hineinwirken in den politischen Bereich geht, ist es wichtig, dass wir mit einer Stimme sprechen. Bei unserer ökumenischen Zusammenarbeit geht es ja um mehr als um nützliche Kooperation, aus der wir dann auch für unsere eigene Kirche das Beste herausholen. Es geht um unsere gemeinsame Sendung zu den anderen, zu den Menschen um uns her, für die ein Leben aus Glaube, Liebe und Hoffnung noch Wirklichkeit werden muss.